

VERLUST
UND
VERMÄCHTNIS

MIHRAN DABAG
KRISTIN PLATT

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Stiftung
«Erinnerung, Verantwortung und Zukunft» (EVZ)



Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung
der Stiftung EVZ dar. Für inhaltliche Aussagen trägt
der Autor bzw. tragen die Autoren die Verantwortung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne
vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

2. durchgesehene Auflage

© 2016 Ferdinand Schöningh, Paderborn

(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.schoeningh.de

Gestaltung und Satz: Sahar Aharoni, Karlsruhe

Umschlagabbildung: Imperial War Museums Q 24744, Sammlung

«Ministry of Information First War Official Collection», Foto: Ariel Varges.

Printed in Germany

Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN: 978-3-506-78483-4

MIHRAN DABAG
KRISTIN PLATT

VERLUST UND VERMÄCHTNIS

*Überlebende des Genozids
an den Armeniern
erinnern sich*

Ferdinand Schöningh

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Einführung	17

ARAM GÜREGHIAN

<i>«Die Welt, aus der ich kam, Sepastia, sie war eine eigene Welt. Und diese Welt gab es nicht mehr.»</i>	32
---	----

SCHUSCHANIG GAMBARIAN

<i>«Ich habe nichts gefühlt. Ich habe alles mitbekommen und habe doch nichts gefühlt. Ich habe alles gesehen.»</i>	90
--	----

KHOREN MARGOSSIAN

<i>«Mein Bruder war noch ein junger Mann ... Pferde, Pferde, Pferde, er war verrückt nach Pferden.»</i>	116
---	-----

AGHAVNI VARTANIAN

<i>«Wir haben Weingärten gehabt in unserem Dorf. Alle haben wir Gärten gehabt. Und Obstbäume, sehr viele Obstbäume.»</i>	162
--	-----

YÜGHAPER EFTIAN

«Der letzte Ort war die Höhle.» 174

Hripsime Condakdjan

«Alle haben wir die Stadt verlassen in der Hoffnung,
dass wir zurückkehren würden.» 200

Zepure Medsbakian

«Es ist unmöglich, das zu erzählen, man muss es erlebt
haben, um es nachfühlen zu können.» 216

ANHANG

Zu den autobiographischen Erinnerungsberichten	264
Die Armenier im Osmanischen Reich und der Völkermord von 1915/16. Historischer Rahmen	272
Geschichte der Armenier vor 1915	273
Zur Geschichte des Völkermords von 1915/16	285
Das Leben «Danach»	300
Glossar	307
Verzeichnis der Einträge im Glossar	376
Verzeichnis der Abbildungen	379

UMSCHLAGABBILDUNG: ARMENISCHE FLÜCHTLINGE

VORWORT

Die Aufgabe, die dem vorliegenden Buch zugrunde lag, betraf einen Wunsch, den wir bereits seit langen Jahren neben der wissenschaftlichen Forschung über den Völkermord an den Armeniern mitgetragen haben: auch den persönlichen Erinnerungen an diese spezifische Gewalterfahrung einen Raum zu geben.

Die Publikation sollte über Erinnerungsberichte von armenischen Überlebenden einen Zugang eröffnen zur Geschichte des Völkermords selbst. Dieser wurde in den Jahren 1915/16 unter der Planung und Organisation der Partei der sogenannten «Jungtürken» im Osmanischen Reich vollzogen. Dabei muss die Geschichte der systematischen Ausweitung sozialer Diskriminierungsmaßnahmen und politischer Repressionen wenigstens seit dem Jahr 1913 nachgezeichnet werden, während die Verfolgungserfahrungen 1916 nicht endeten, sondern bis nach dem Ende des Ersten Weltkriegs andauerten.

Das Buch müsse zudem ermöglichen, so die anfängliche Überlegung, dass diese Erinnerungsberichte als stellvertretende Zeugnisse der Erfahrungen des 20. Jahrhunderts gelesen werden können. Denn die Lebenswege der armenischen Überlebenden berühren nicht nur den Ersten Weltkrieg, sondern auch die wirtschaftlichen und sozialen Krisen der 1920er und 1930er Jahre, den Zweiten Weltkrieg mit Kriegsdienst, Besatzung, Widerstand, Zwangsarbeit oder Lagerhaft, aber auch den Stalinismus.

Das Zentrum der Publikation sollten ausgewählte Erzählungen bilden aus einer Sammlung von lebensgeschichtlichen Interviews, die im Rahmen eines über mehrere Jahre durchgeführten sogenannten *Oral History*-Projekts («mündlich erzählte Geschichte») in unterschiedlichen Ländern Europas aufgezeichnet worden sind.

Mit den Entscheidungen, die wir hinsichtlich der möglichen Gestaltung der Publikation dieser Erinnerungserzählungen zu treffen hatten, entfernten wir uns jedoch zunehmend von den anfänglichen Überlegungen, ein sozialgeschichtliches «Lesebuch» zu erstellen, das ein historisches Geschehen über die Perspektive persönlicher Erfahrung vermittelt. Es waren nicht zuletzt die Fragen, die angesichts der Bedingungen des öffentlich-politischen Diskurses über den Genozid beantwortet werden mussten, welche letztlich zur Gestalt des vorliegenden Buches führten.

Würden die autobiographischen Erinnerungsberichte kommentiert werden müssen, damit sie als historische Zeugnisse für den Genozid gelesen werden können? Sind sie unkommentiert überhaupt verständlich? Oder sind sie vielleicht überhaupt nur unkommentiert zu verstehen? Werden die Erinnerungen, wenn man sie ausschnitthaft in einen historischen Rahmen einfügt, nicht nur noch als «Beleg» gelesen? Wie ausführlich müssten die historischen Rahmenbedingungen der Verfolgungen und Gewalt gegen die Armenier im Osmanischen Reich erläutert werden? Wie kann man die veröffentlichten autobiographischen Erinnerungen davor schützen, dass sie nur als Beweis/Gegenbeweis für die Ereignisse des Genozids gelesen werden? Würde man in den Erzählungen alle historischen «Fehler», also erinnerungstypische Unklarheiten, Verwechslungen von Orten oder Zeitsprünge, «korrigieren» müssen, damit die Berichte einer öffentlichen Wahrnehmung standhalten können? Denn diese ist ja nicht zuletzt an den Gedanken gefesselt, dass es sich bei dem Völkermord in erster Linie um eine Kontroverse handelt, nicht jedoch um ein Geschehen?

Die Erinnerungserzählungen der armenischen Überlebenden sind vor allem sehr persönliche Zeugnisse. Sie sind Zeugnisse ei-

nes Lebens mit Erfahrungen, die man nie mit anderen teilen konnte, die man nicht erzählen konnte – dies jedoch nicht nur, weil die Erfahrungen zu traumatisch, die Erinnerungen zu überwältigend waren, sondern weil die Berichte nie in einen Raum gestellt werden durften, der vor Relativierung und Leugnung sicher war.

Beinhalteten diese Erzählungen, die uns anvertraut worden sind, tatsächlich zuvorderst die Aufforderung, eine *Geschichte* zu bezeugen?

Bestand die weitaus wesentlichere Aufforderung nicht vielmehr darin, der *Individualität* der Erfahrung, der Gewalt, des Überlebens, des Lebensweges ein Recht und einen Namen zu geben?

Im Verlauf der Diskussionen um die Aufarbeitung, Kommentierung und Einbindung der autobiographischen Erinnerungsberichte in einen möglichst verantwortungsvollen Rahmen einer Publikation haben wir uns entschlossen, allein das in den Vordergrund zu stellen, was uns während des Interviewprojekts begegnete: Personen, die für ihre Erzählungen einen Raum suchten; die in und durch ihre Erinnerungen eine Akzeptanz eingefordert haben, welche in erster Linie der Persönlichkeit hinter den Erfahrungen gelten sollte.

Für die Gestaltung des Buches bedeutet dies, dass das Wort den hier ausgewählten Personen gehört: Frau Hripsime Condakdjian, Frau Yüghaper Eftian, Frau Schuschaniq Gambarian, Herrn Aram Güreghian, Herrn Khoren Margossian, Frau Zepure Medsbakian und Frau Aghavni Vartanian – ohne dass die Erinnerungsberichte kommentiert worden wären.

Wir sind der Überzeugung, dass die Personen, die hier berichten, einordnen und bewerten, nicht nur das Recht haben auf den selbstbestimmten Platz, sondern auch eine Stärke, dort, wo sie sich nun für den Leser öffnen, als eigenbestimmte Personen hervortreten. Als Persönlichkeiten, die von ihren Verletzungen gezeichnet sind, die jedoch nicht «trotz», sondern «mit» diesen Verletzungen durch die weiteren Lebensjahre gingen. Als Personen, die Opfer eines Völkermords wurden, der die Erfahrung extremster, die menschlichen Vorstellungen übersteigender Gewalt für den Einzelnen bedeutete, und die angesichts der öffentlich-

politischen Rahmensetzungen doch nie eine Möglichkeit hatten, die Bedeutung des historischen Geschehens vor dem Hintergrund eigener Lebensziele, Träume und Enttäuschungen zu erfragen.

Die Interviews, die wir von Anfang bis Mitte der 1990er Jahre aufgezeichnet haben, zeugen von einer verlorenen, einer spurlos zerstörten Welt im Osmanischen Reich kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Sie erinnern an das griechische, kurdische, jüdische und armenische Leben in den osmanischen Provinzen; sie beschreiben die Konflikte ebenso wie die Emanzipationshoffnungen der nicht-muslimischen Familien. Die Erzählungen umfassen die Kindheit und Jugend, die Erfahrungen der Deportationen und Massaker, das Überleben und ein Leben «danach», ebenso wie Reflexionen über den Völkermord, über Geschichte, Tradition, Familie oder Religion.

Unsere Aufgabe ist das Zuhören: von Beginn bis Ende, denn nur das Ende macht auch die Erzählung des Beginns verständlich. Nur das *Wie* der Beschreibung führt zum Verstehen der Erfahrung.

Die hier publizierten Erzählungen nähern sich den Geschehnissen extremen Verlusts und extremer Entwürdigung auf unterschiedliche Weise an. Gemeinsam ist den Blicken der erzählenden Personen auf die durch Gewalt verlorene Welt das beunruhigende Wissen, dass man nach dem Überleben nie mehr Glück, nie mehr Zukunft erleben konnte – und die Gewissheit, dass es kein wirkliches Überleben gibt.

Wenn in den letzten Jahren auch den publizierten Lebenszeugnissen von armenischen Überlebenden eine breitere Aufmerksamkeit zugekommen ist, dann wurden diese zumeist als «authentische Quelle» zur Detaillierung des historischen Geschehens herangezogen. Das Individuelle der jeweiligen Lebenserfahrungen vor dem Völkermord, das Individuelle im Leben mit den Erinnerungen, trat dahinter weit zurück.

Mit dem Schritt, die Erinnerungserzählungen nicht zu kommentieren, entschieden wir auch, die ausgewählten Erinnerungsberichte in weitgehend vollständiger Länge vorzustellen. Dabei sind – anders als bei gängigen Literarisierungen von *Oral History*–

Texten – nur wenige Eingriffe in den Erzählverlauf selbst, also in die Textstruktur vorgenommen worden. Dadurch haben die Berichte die dem Mündlichen typische, oft kreisförmige Erzählstruktur beibehalten.

Unter Inkaufnahme sprachlicher Sperrigkeiten ist eine der wörtlichen Übersetzung aus dem Armenischen sehr nahe Übertragung in die deutsche Sprache angestrebt worden. Es war unser Ziel, zu versuchen, dass der für die einzelnen Erzählungen jeweils spezifische Tonfall erkennbar bleibt, der auch durch Satzabbrüche, Wiederholungen, Kommentare zum Erzählten oder Erzählen charakterisiert ist.

Auf Wort- und Sacherläuterungen ist mit Blick auf die Lesbarkeit in den Erinnerungstexten selbst verzichtet worden. Für komplexere Erläuterungen, die auf den historischen und/oder kulturellen Kontext Bezug nehmen, wurde ein *Glossar* zusammengestellt (ab S. 307). Dieses ist für das Lesen der Texte jedoch keineswegs eine Notwendigkeit. Es dient einem erweiterten Interesse und wurde bewusst so verfasst, dass es als eine eigenständige sozial-historische Einführung zu den Aspekten armenischen Lebens verstanden werden kann. Kontextualisierend führt der historische Erläuterungsteil »*Die Armenier im Osmanischen Reich und der Völkermord von 1915/16*« im Anhang (ab S. 272) in die Geschichte der Armenier im Osmanischen Reich ein. Er bindet die politischen Bedingungen des Völkermords von 1915/16 zusammen und skizziert Aspekte des Lebens »Danach«.

Ergänzt worden sind die autobiographischen Erinnerungsberichte allein von einem kurzen, rahmenden Kommentar: »*Zu den autobiographischen Erinnerungsberichten*« (ab S. 264). Dieser befindet sich ebenfalls im Anhang und nimmt auf die Begegnung mit den jeweiligen Personen Bezug. Diesen Kommentar, der einen oder zwei Gedanken zur Gestalt der jeweiligen Erzählung hervorhebt, haben wir bewusst als assoziative, offene Notiz verfasst, um noch einmal zu unterstreichen, dass die Erinnerungsberichte hier zuerst als Zeugnisse individueller Personen gesehen werden sollen und sich die historischen Texte nicht »über« die Erinnerungen stellen möchten.

Eingeführt wird der Band durch eine Darstellung zur Entstehung des Interviewprojekts an der Forschungsstelle «Armenische Studien» (Sektion für Sozialpsychologie, Ruhr-Universität Bochum), fortgesetzt am Institut für Diaspora- und Genozidforschung (Ruhr-Universität Bochum). Die *Einführung* (ab S. 17) enthält ferner eine kurze Darstellung zu Perspektiven und Schwerpunkten der Forschung über autobiographische Zeugnisse, das Überleben extremtraumatisierender Ereignisse sowie die Schwierigkeiten familiärer Überlieferung und Übertragung.

In der Publikation der Erinnerungsberichte sind keine Veränderungen vorgenommen worden hinsichtlich der Benennung und Aussprache der jeweils erwähnten Orte. Die Einträge im Glossar folgen diesen Benennungen, sie enthalten aber jeweils auch die heutigen Bezeichnungen beziehungsweise historischen Namen.

Eine vollständige Vereinheitlichung der Schreibweisen armenischer Wörter, Eigennamen und Ortsnamen konnte nicht erreicht werden. Dies ist bedingt dadurch, dass sich das Ost- und Westarmenische nicht allein in Grammatik und Orthographie, sondern auch hinsichtlich des phonetischen Systems und der daraus abgeleiteten Transkriptionen unterscheiden. Insbesondere betrifft dies die Plosive (Verschlusslaute b/p, d/t und g/k), deren stimmhafte beziehungsweise stimmlose Artikulation im West- und Ostarmenischen unterschiedlich erfolgt. Die im Westarmenischen stimmhaften Plosive (b, d, g) sind im Ostarmenischen stets stimmlos (p, t, k), während alle im Westarmenischen stimmlosen Plosive im Ostarmenischen stimmhaft sind. Beispielhaft sieht man dies am Namen eines der berühmtesten Zeugen und Opfer des Genozids, der aufgrund dieser differierenden phonetischen Systeme westarmenisch «Gomidas», ostarmenisch aber «Komitas» transkribiert wird. Die ostarmenische Transkription des Namens von König «Tigran» erscheint im Westarmenischen als «Dikran». Im Rahmen dieser Publikation war für uns hinsichtlich der Schreibweise armenischer Namen und Wörter grundsätzlich die Transkription des westarmenischen Lautsystems leitend. Allerdings wird von diesem Verfahren in Einzelfällen ab-

gewichen, da sich für manche Namen und Begriffe eine auf dem ostarmenischen Lautsystem basierende Transkription allgemein durchgesetzt hat, wie eben beispielsweise in Bezug auf den Namen des Königs Tigran II. – während im Erzähltext die Transkription «Dikran» verwendet worden ist.

Die für die Publikation erstellten Deportationskarten stützen sich auf die Erzählungen und folgen ihnen eng; sie sind aber mit weiteren historischen Quellen abgeglichen worden.

In den Analysetexten des Glossars und der Historischen Einführung wurde eine geschlechtergerechte Sprache angestrebt.

Dieses Buch hätte nicht entstehen können ohne die Unterstützung vieler Personen und verschiedener Institutionen, denen wir an dieser Stelle herzlich danken möchten.

Der erste Dank und zudem ein besonderer Dank gilt der *Stiftung «Erinnerung, Verantwortung und Zukunft»*, deren großzügige Finanzierung dieses Buch in seiner vorliegenden Form ermöglicht hat.

Ein weiterer Dank gilt den Förderern der *Stiftung für Armenische Studien* (im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft), hier insbesondere Zolak Ter-Harutunian (1920–2011), dem Gründer und langjährigen Vorsitzenden der Stiftung, die zwischen 1988 und 1996 die Durchführung der Erhebungs- und Forschungsarbeiten finanziell sicherte.

Ebenfalls gilt ein herzlicher Dank den Personen, die die Arbeiten zu Beginn begleitet haben: Prof. em. Dr. Dr. Heinz Abels (Fern-Universität Hagen) und Prof. em. Dr. Helmut Nolte (Ruhr-Universität Bochum) für die enge Kooperation; Aram Topchian für seine wertvollen Transkriptionsarbeiten; Hrasun Ghugasyan und Elke Hartmann für die Erstellung erster Übersetzungsfassungen.

Unter den Kollegen und Freunden, die wir für die Verwirklichung des vorliegenden Buches um Rat und Diskussionshilfe fragten, gebührt stellvertretend ein sehr herzlicher Dank Dr. Haroutiun Kahvejian und Jirair Reisian (Aleppo), die trotz der gefährlichen Situation vor Ort für uns Recherchen durchgeführt haben.

Danken möchten wir den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Instituts für Diaspora- und Genozidforschung, insbesondere Anna Brod und Nils Vollert für die Unterstützung im Lektorat sowie Annika Törne für die sach- und fachkundige Unterstützung bei den aufwendigen Recherchearbeiten für das Glossar.

Von Beginn an wurden die Arbeiten zu dieser Publikation begleitet und unterstützt von Dr. Medardus Brehl. Zweifellos sind an dieser Stelle seine wertvollen fachlichen Beiträge, die er in die Aufgaben des Instituts für Diaspora- und Genozidforschung einbringt, insbesondere aber auch sein hohes persönliches Engagement für die Entwicklung und Weiterentwicklung des Instituts nicht sichtbar zu machen.

Die in der vorliegenden Publikation veröffentlichten *Erinnerungsberichte* wurden von Kristin Platt bearbeitet, die auch die theoretisch-methodische Konzeption des Interviewprojekts selbst entworfen hatte. Gleichsam von ihr verfasst wurde auch die *Einführung*. Die im Anhang ergänzte *historische Einführung* «Die Armenier im Osmanischen Reich und der Völkermord von 1915/16» wurde von Mihran Dabag erstellt. Das *Glossar* entstand als Ergebnis einer gemeinsamen Ausarbeitung – wobei es nach langen Jahren der intensiven Zusammenarbeit fast seltsam anmutet, eine Gemeinsamkeit der Erarbeitung zu betonen (beziehungsweise eine gemeinsame Erarbeitung nach einer jeweiligen Autorschaft zu differenzieren).

Die graphische Gestaltung der Publikation wurde von Sahar Aharoni entworfen, dem hier ein besonderer Dank gilt. Ebenfalls danken wir Dr. Christina Hünsche vom Verlag Ferdinand Schöningh für ihre anregende und konkretisierende Begleitung.

Persönlich können wir diesen Band nicht herausgeben, ohne uns an die eindrucksvollen Begegnungen mit den Überlebenden zu erinnern, von denen viele erstmals im Gespräch mit uns ihre Lebensgeschichten öffneten. Jedes Interview war für sich eine intensive Begegnung mit einem außergewöhnlichen Menschen. Manche blieben uns in Erinnerung mit ihrem Bestreben, eine

persönliche Stärke zu betonen, andere in ihrer Wärme, nahezu alle durch die intensiven Verletzungen, die auch im Alter nichts von ihrer persönlichkeitszerstörenden Kraft verloren hatten.

Dankbar sind wir dafür, dass diese Personen uns vertraut haben, dass sie uns ihr Leben anvertraut und ihre Erfahrungen übergeben haben. In den vergangenen Jahren sind wir stets, wie es uns in den einzelnen Begegnungen aufgetragen wurde, verantwortungsvoll und zurückhaltend mit diesen wertvollen Zeugnissen umgegangen.

Dies war nicht immer einfach, denn angesichts der politischen Leugnung des Geschehens, angesichts auch der in den letzten Jahrzehnten immer weiter fortgesetzten Zerstörung der letzten Überreste armenischer Kultur in der Türkei, wären diese Lebenszeugnisse ein eindrucksvolles «Beweismittel» der Geschichte gewesen.

Die Achtung gegenüber den Menschen, denen wir begegnen durften, hat dann aber doch zu einer langen Zurückhaltung geführt beziehungsweise dazu, dass wir mit den Lebenserzählungen allein unter Forschungsfragen gearbeitet haben, ohne sie einer Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

So dürfen wir heute diese Sammlung als das Wertvollste bezeichnen, das wir zusammentragen durften. Zweifellos waren diese Interviews für uns nie eine nur wissenschaftliche Aufgabe, sondern immer auch eine persönliche.

EINFÜHRUNG

Von 1989 bis 1996 gelang es uns, im Rahmen eines Forschungsprojekts zu Mustern von Erinnerung und Formen individueller Traumatisierung rund 140 autobiographisch-narrative Interviews mit Überlebenden des Genozids an den Armeniern zu dokumentieren. Aufgezeichnet worden sind die Interviews in unterschiedlichen Ländern Europas, darunter Frankreich, Italien, den Niederlanden oder Zypern. Die in armenischer Sprache bezeugten lebensgeschichtlichen Erzählungen dauerten nicht selten zwei, zum Teil über drei Tage. Mit einigen der Interviewpartner wurden außerdem mehrere Nachinterviews geführt.

Während von uns regelmäßig wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit den lebensgeschichtlichen Erinnerungen der Überlebenden in Veröffentlichungen vorgestellt wurden, sind bisher keine Einzelveröffentlichungen der Lebensberichte vorgenommen worden. Dies hatte unterschiedliche Gründe: Ein entscheidender Aspekt für die lange Zurückhaltung betraf die Befürchtung, dass die einzelnen Berichte vor allem vor dem Hintergrund dessen gelesen werden würden, dass die öffentliche Erinnerung an den Genozid noch immer von Kontroversen um die Tatsächlichkeit der Geschichte belastet ist. Dabei sind die mündlichen Lebenszeugnisse einerseits *mehr*, andererseits auch *weniger* als die «Beglaubigung» einer Geschichte. Denn sie zeigen den Menschen im Schnittfeld überwältigender Ereignisse und

verdeutlichen zudem die Wirkung dieser Ereignisse, die ja nicht nur den einzelnen Überlebenden betrafen, sondern auch seine Kinder und Enkel beeinflussten. Der so radikale Verlust von Familienangehörigen, Heimat, Sprache, Kultur und Zukunftshoffnungen hat Menschen hinterlassen oder übriggelassen, die diese Lücken nie zu schließen vermochten.

Die zwischen 1895 und 1909 geborenen Personen waren zur Zeit der Interviews zwischen 81 und 101 Jahren alt. Sie kamen aus verschiedenen Regionen des Osmanischen Reichs, aus städtischen und ländlichen Lebensumgebungen, und repräsentieren unterschiedliche soziale Schichten und Bildungshintergründe. Die Mehrzahl der interviewten Personen hatte die Zeit der Deportationen 1915/16 in einem Alter zwischen 5 und 11 Jahren erlebt. Einige waren bereits verheiratet gewesen oder hatten sogar schon ein erstes Kind. Dass es zwei Personen, deren Geschichte im vorliegenden Band dokumentiert ist, gelungen war, eine Schwester beziehungsweise einen Bruder wiederzufinden, ist eine seltene Ausnahme. Die Überlebenden des Genozids an den Armeniern waren in der Mehrzahl die einzigen Überlebenden ihrer Familie – und sie fühlten sich bis ins hohe Alter als «Waise».

Die Aufgabenstellung des Projekts umfasste von Beginn an neben dem Forschungsauftrag, der die Dauer und Stabilität traumatischer Verletzungen betraf, auch eine Dokumentationsaufgabe. Denn zweifellos ging das Interviewprojekt auf eine «Rettungsverantwortung» zurück: Mit dem Interviewprojekt sollten Lebenserzählungen der letzten noch lebenden Zeugen der Geschichte der Westarmenier zusammengetragen werden, um einen Beitrag zur *Oral History* («mündlich erzählten Geschichte») der Verfolgung der Armenier im Osmanischen Reich zu leisten.

Das sozialpsychologische Forschungsinteresse galt primär der Frage, in welcher Form die extremtraumatisierenden Verletzungen und Verluste, die in der Kindheit und Jugend erfahren wurden, im Alter erinnert werden. Es wurde gehofft, aus den Lebensgeschichten Rückschlüsse ziehen zu können auf die Bedeutung der erlebten Gewalt in unterschiedlichen Lebensabschnitten. Das hohe Alter der interviewten Personen bedeutete in dieser Hin-

sicht sogar eine besondere Chance. Da unterschiedliche Lebensalter und Lebensabschnitte jeweils neue Herausforderungen für einen Einzelnen bedingen, Gewalt und Verluste zu verarbeiten, zeigt sich im Alter noch einmal ein neuer Blick auf die eigenen Erfahrungen. Eine erst im fortgeschrittenen Lebensalter erlebte und lebbar-kognitive Unabhängigkeit führt zu einer höheren Bereitschaft, auch schmerzliche Geschehnisse zu erinnern. Denn neben den verschiedensten altersspezifischen Belastungen steht nun doch auch eine Befreiung von Alltagssorgen früherer Lebensphasen. Dies ermöglicht, dass im Alter das Langzeitgedächtnis als Ressource für das eigene Selbst entdeckt werden kann. Ganz grundsätzlich ist das «Erzählen» eigener Erfahrungen ein Weg der Selbstvergewisserung: es wird die Bedeutung von Handlungen und Ereignissen in Beziehung zu eigenem Handeln und eigenen Entscheidungen geprüft. Dabei tritt die Fähigkeit zur «erzählenden Organisation» im höheren Lebensalter sogar stärker hervor, was unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass der Einzelne doch auf die «großen» Linien seines Lebens sieht und dadurch eher bereit ist, schlimmste Erlebnisse als bestimmende Momente zu akzeptieren.

Zu Beginn des Projekts waren innerhalb der Forschergruppe, der Soziologen und Sozialpsychologen angehörten, jedoch auch skeptische Erwartungen formuliert worden. Würden die zu interviewenden Personen aufgrund ihres Alters überhaupt zu detaillierten Erzählungen fähig sein? Inwieweit «beeinflusst» die Grausamkeit der Gewalt und die Radikalität des alleinigen Überlebens eine Fähigkeit, Geschehnisse «genau» zu berichten? Würden diese älteren Überlebenden, die ihren unterbrochenen Bildungsweg selten aufholen konnten, den Anforderungen eines autobiographisch-narrativen Interviews nachkommen können? Würden sie körperlich eine solche Anstrengung durchstehen? Inwieweit würde sich die Verleugnung des Völkermords auf die Erinnerungen auswirken? Könnte es nicht sein, dass «politische» Überlegungen den Weg zum persönlichen Lebensbericht verstellen werden, so dass gar nicht das selbst Erlebte berichtet wird, sondern etwas, von dem man annimmt, dass es gehört werden will?

Mit dem Beginn der Interviewarbeiten erwiesen sich solche Erwägungen nicht nur als unbegründet. Die außergewöhnlichen Persönlichkeiten, denen wir begegnen durften, forderten mit ihren expliziten Reflexionen darüber, wie überhaupt berichtet, wie erzählt, wie erinnert werden kann, ihrerseits Fragen ein, die die Forschung beantworten sollte.

Bereitwillig, ja, oft atemlos war die Aufforderung zum Erzählen der eigenen Lebensgeschichten jeweils angenommen und als Chance verstanden worden, die Erfahrungen zu einer Lebensgeschichte zu ordnen – *neu* zu ordnen: aus einer persönlichen, selbstgewählten Perspektive; mit selbstgewählter Rücksicht oder selbstgewählter Unnachgiebigkeit gegen sich selbst; mit individuellen Erklärungsversuchen für die vergangenen Geschehnisse und eigenständigen Reflexionen über die Bedeutung von Geschichte im Heute.

In jedem einzelnen Erinnerungsbericht war das Bedürfnis erkennbar, ein Geschehen aus der Perspektive der eigenen Augen und Gefühle darzustellen, ohne diese Darstellung erklären zu müssen, auch ohne um Verständnis für eine Unvollständigkeit oder Bruchstückhaftigkeit zu bitten. Mehr als deutlich wurde, dass der individuellen Bedeutung der Erfahrungen bisher kaum je ein Interesse geschenkt worden war. Die Folgen des Völkermords für das eigene Leben zu erfragen, ohne das eigene Leben hinter der historischen Bedeutung zurückstellen zu müssen, überhaupt das Ausmaß der Wirkungen von Gewalt, Verfolgungen und Verlusten im eigenen Leben beschreiben zu dürfen, dies wurde zum wichtigsten Moment der Interviewsituationen.

Dabei beeindruckte, wie nachhaltig über die Tragweite der Verfolgung reflektiert wurde, während zugleich von allen Interviewpartner verweigert wurde, eindeutige oder letztgültige Antworten für die Bedeutung des Erlebten zu formulieren. Das Bestehen darauf, eigene Fragen zu formulieren und eigene Antworten zu geben, zugleich aber das Bestreiten und Widerlegen jeder Frage und jeder einzelnen Antwort, dies kennzeichnete die vorsichtigen Annäherungen an das Gewicht der Verlust- und Gewalterlebnisse. Zweifellos war es in den gesprochenen Lebenserinnerun-

gen als eine Pflicht empfunden worden, sich noch einmal an die einstmaligen Orte zu erinnern und die Menschen, die ermordet worden waren. Dass es dabei galt, auch eine gewisse Unmöglichkeit zu akzeptieren, die Erfahrungen in Sprache zu fassen, wurde von allen Interviewpartnern mehrfach betont. Die Herausforderung bestand aber nicht allein darin, eine Versprachlichung für das Geschehen der Deportationen zu finden. Es war auch das eigene Überleben zu erzählen, das man nicht erklären konnte, und das Gefühl, diesem Überleben nicht gerecht geworden zu sein, weil man einem Überleben nicht gerecht werden kann.

Die Interviewsituation hatte angesichts dieser besonderen Bedingungen und Rahmungen nicht nur die Sicherheit des vertrauensvollen Umgangs mit den Erzählungen zu garantieren. Es musste den einzelnen Lebensgeschichten auch ein Wert, eine Bedeutung zugesichert werden. Diese Bedeutung hatte über den Gedanken eines spezifischen historischen Zeugenberichts hinauszugehen. Sie musste das individuelle Leben selbst betreffen.

Den Interviewpartnern ging es um eine Rückgewinnung ihrer Lebensgeschichte, jedenfalls um die Einforderung des Rechts, die Lebenserfahrungen selbst deuten zu dürfen, wo die Selbstbestimmung über das eigene Leben in allen Lebensaltern als begrenzt erfahren worden war.

Damit aber galten nun die ersten Aufgaben des Projekts nicht mehr der Untersuchung, was auf welche Weise erinnert wird, sondern dem Zuhören und Verstehen dessen, was die einzelnen Personen betonen als das, was erinnerbar ist, und das, was nie erzählt werden kann.

Dass beiden Zusicherungen, die Lebensgeschichte als individuelle Erfahrung ernst zu nehmen und die individuellen Deutungen zu akzeptieren, eine so zentrale Funktion zukam, ist zweifellos als eine Folge der jahrzehntelangen Verleugnung des Genozids an den Armeniern zu erkennen.

Angesichts der intensiven politischen Diskussion um die Anerkennung des Genozids ist oft vergessen worden, dass die Leugnung des Geschehens durch die türkische Politik und Geschichtsschreibung den Überlebenden eine wesentliche Möglichkeit ge-

nommen hat, ihre persönlichen Erfahrungen als akzeptierte Erfahrungen zu leben und sie vor dem Hintergrund einer akzeptierten Geschichte zu erzählen. Ein Erzählen eigener Erfahrungen war über viele Jahrzehnte nicht möglich gewesen, ohne dass man hätte erklären müssen, herleiten, einordnen. Das Fehlen einer gesellschaftlichen Akzeptanz und das Fehlen wissender Zuhörer hat dazu beigetragen, dass die Überlebenden über viele Jahre an dem «Wert» ihrer Erinnerungen zweifelten. Nur wenige Lebensberichte sind verschriftlicht und publiziert wurden. Aber auch in den Familien wurde die Geschichte der Eltern und Großeltern, Onkel und Tanten, zumeist nur äußerst fragmenthaft bewahrt. Dies allerdings ist auch als eine Folge der extremen Erniedrigungen und Entmenschlichungen zu erkennen, die die Überlebenden während der Deportationen sahen und derer sie selbst Opfer wurden. Doch über Jahrzehnte haben die armenischen Überlebenden nie einen gesellschaftlichen Rahmen erfahren dürfen, in dem ihre Erfahrungen nicht angezweifelt, sondern als Zeugenberichte anerkannt worden wären. Wie hätten angesichts einer öffentlichen Leugnung, die vor Diskreditierungen nicht Halt machte, eigene Verletzungen erzählt werden können? Wem hätte erzählt werden können?

* * *

Als methodischer Rahmen war für die Dokumentation der Erinnerungsberichte die Form des autobiographisch-narrativen Interviews gewählt worden. Dieses Verfahren der Sozialforschung erfordert, dass die zu interviewende Person frei erzählen kann, ohne unterbrochen zu werden, vor allem ohne dass durch Fragen eine Struktur vorgegeben wird. Der Forscher erwartet in einer freien Erzählung eine sequenzierte Darstellung, wobei er über die Analyse der Zueinanderordnung von individuellem Erleben und historischem Geschehen, der Darstellung von Personen oder der Charakterisierung von Handeln und Verhalten, Rückschlüsse auf Sinnkonstruktionen, auf Deutungsmuster und auch auf Formen der Verarbeitung erhofft.

Dieser erste Teil des Interviews, in dem um eine freie Erzählung gebeten wurde, wurde ergänzt durch einen leitfragengestützten zweiten Interviewteil, der die Möglichkeit eröffnete, Nachfragen zu stellen oder einzelne Aspekte noch einmal detaillierter berichten zu lassen. Der durch Fragen geleitete zweite Teil gab zumeist einer erneuten Annäherung an die Geschehnisse Raum. Diese zweite Erzählung war manchmal – nachdem in der Interviewsituation nicht selten zum ersten Mal überhaupt von der Gewalt und Entwürdigung während der Deportation gesprochen worden war – sogar noch detaillierter. Oft wurden allgemeine Überlegungen eingewoben zu Problemen des Erinnerns und Erzählens oder zu Charakteristika des Überlebens. Zumeist aber wurde versucht, sich noch genauer an die Eltern und Geschwister oder den Ort der Kindheit zu erinnern.

Die hier veröffentlichten Erinnerungserzählungen sind also nicht Ergebnis eines ausgefeilten Fragenkatalogs (ein solcher wurde zwar erstellt, wenn auch nie eingesetzt). Auch entstanden sie nicht aus längeren Vorgesprächen. Im Gegenteil. Aus Furcht, die ja schon älteren Personen zu belasten, verabredete man sich nur wenige Tage vor den Interviews und ging dann zu den Personen in die Wohnung, ließ den Lieblingssessel auswählen und erklärte erst bei diesem Kennenlernen das Ziel des Interviews. Dabei wurde die Aufforderung formuliert, zu erzählen, wie es einem selbst vor Augen steht, von der Kindheit bis heute, ohne auszuwählen, was man besser oder schlechter erinnert, unberücksichtigt dessen, wie wichtig oder unwichtig etwas erscheinen mag, egal, ob sich der Bericht zu einer Ordnung fügt oder nicht. Auch während des Interviews wurde häufig zugesichert, dass der Bericht nicht der historischen Nachweisführung gilt, sondern der Dokumentation des persönlichen Erlebens des Völkermords, eben den eigenen, den ganz individuellen Erfahrungen und Erinnerungen, dass man daher an dem gesamten Leben interessiert sei, dass also nicht nur die Völkermorderfahrung erzählt werden möge. So war der anfänglichen Erläuterung, dass das Interview «nicht für das Fernsehen», sondern für einen wissenschaftlichen Zweck aufgezeichnet und daher höchst ver-

traulich behandelt werden würde, eine so besondere Bedeutung zugekommen.

Die Interviewsituation musste ermöglichen, dass sich die befragten Personen auf jene Ressourcen stützen konnten, die sie auch durch das Leben begleitet hatten. Die Aufforderung zur Formulierung einer autobiographischen Erzählung durfte nicht zu einer Hinterfragung des eigenen Lebens oder zum Aufkommen von Zweifeln führen, sie musste die Personen dort stärken, wo sie selbst eine Stärke in sich sahen: in ihrem Glauben oder in ihrem Humor, in der Erziehung durch die Eltern oder in der eigenen Fähigkeit, für andere zu sorgen.

Zweifellos haben die individuellen Besonderheiten der Begegnung zwischen den interviewten Personen und den Interviewern ermöglicht, dass auch zutiefst verletzende Gewalterlebnisse übergeben wurden. Diesen musste in der Aufmerksamkeit der Forscher besondere Sorgfalt gelten, auch was die Veröffentlichung anbetraf.

In den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit den Interviews, die vor allem der Frage nach der Bedeutung der traumatischen Brüche und Verluste in unterschiedlichen Lebensphasen galten,¹ wurde herausgearbeitet, dass das biographische Selbstempfinden nach der traumatischen Extremerfahrung unsicher bleibt. So wird in den Erinnerungsberichten versucht, sich als Kind einer besonderen Familie zu schildern – und doch scheitert dieser Versuch, weil man sich nicht an alle Namen erinnern kann,

¹ Zu Veröffentlichungen, die aus den Projektarbeiten hervorgingen, siehe u.a.: Abels, Heinz: Zeugnis der Vernichtung. Über strukturelle Erinnerung und Erinnerung als Leitmotiv des Überlebens, in: Generation und Gedächtnis, hrsg. von Kristin Platt und Mihran Dabag, Opladen: Leske und Budrich 1995, S. 305–337. - Platt, Kristin: Gedächtniselemente in der Generationenübertragung. Zu biographischen Konstruktionen von Überlebenden des Genozids an den Armeniern, in: Generation und Gedächtnis, hrsg. von Kristin Platt und Mihran Dabag, Opladen: Leske und Budrich 1995, S. 338–376. - dies.: Gedächtnis, Erinnerung, Verarbeitung. Spuren traumatischer Erfahrung in lebensgeschichtlichen Interviews, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History Jg. 2, 11, 1998, S. 242–263. - dies.: Trauer und Erzählung an der Grenze der Gewalt, in: Trauer und Geschichte, hrsg. von Burkhard Liebsch und Jörn Rüsen, Köln u.a.: Böhlau 2001, S. 161–199. – dies.: Tradition und Erfindung. Soziale Figurationen der Authentifizierung traumatischer Verletzung, in: Psychosozial Jg. 26, 1, 2003, S. 39–51. - dies.: Witnessing the Catastrophe, in: Genocide: Approaches, case studies and responses, hrsg. von Graham C. Kinloch and Raj P. Mohan, New York NY: Algora 2005, S. 253–282.

weil es die Orte nicht mehr gibt, weil das Leben der Eltern und ihre Hoffnungen restlos zerstört wurde, weil die Eltern vielleicht eine Illusion gelebt haben. Es wird in den Lebenserzählungen ein Glauben erinnert – und doch hat dieser Gott die Deportation zugelassen, und doch gibt es keinen Gott. Es wird in den Erzählungen die eigene Rettung beschrieben – und doch war diese Rettung, die dadurch möglich wurde, dass man durch die Mutter weggegeben wurde, in jenem Moment der Kindheit als ein Verrat empfunden worden.

Die Geschichte des Lebens und Überlebens ist eine fragmentarische, von Brüchen durchzogene Erzählung, die es nicht zulässt, das Überleben als ein Darüberhinwegleben, ein Danachleben zu empfinden. Das Überleben bleibt an den radikalen Verlust von Familie, von Erinnerungsgegenständen, von Träumen, von Sprache, von Kultur, von Zukunft gebunden. Jeder Versuch, das eigene Leben zu berichten, aus den Erfahrungen eine Biographie zu konstruieren, scheitert, bleibt ein «Probealltag», ein «Probewohnen» in einer provisorischen, einer brüchigen Gegenwart, die deshalb brüchig ist, weil man ihr nicht angehört, weil man nach dem Überleben nirgendwo hingehörte.

Aber es scheitert auch der Versuch, die Deportation zu erzählen. Dies jedoch nicht allein, weil das Gesehene und am eigenen Körper physisch Erfahrene zu grausam war und weil das Erlebte eine Grausamkeit betraf, für die man keine Begriffe kannte. Sondern weil die Deportation mit einer Entwürdigung der Personen einherging, welche zu den am nachhaltigsten traumatisierenden Erfahrungen gehört. Das Bild einer entkleideten zu einem Skelett gewordenen Mutter ist ein Eindruck, der für den Einzelnen nicht zu verarbeiten gewesen war, der auch in der Erinnerung noch überwältigen konnte.

In der autobiographischen Erzählung sind aber nicht allein die extreme physische Gewalt und der Verlust von Würde und Menschlichkeit schwer zu bezeugen, weil sie die Grenzen der sprachlichen und persönlichen Bearbeitung umstoßen. Auch sind die Deportationen in ihrem Ereignisablauf kaum historisch genau zu berichten. Denn die Gruppen wurden nicht an Städten

oder Landmarken vorbeigeführt. Sie wurden durch Regionen geführt, die sie nicht kannten und von denen sie selten nur die Namen erfuhren. Die Deportation ist nicht als Weg oder Route erfahren worden, sondern als ein sich wiederholendes Erleben: «wir gingen und gingen». Wie soll man berichten, dass man Tag für Tag nur lief, bis man irgendwo zum Halten gebracht wurde? Dass man nach einer weiteren Nacht mit beunruhigenden Geräuschen am Morgen aufwachte und nur zur Kenntnis nehmen konnte, wer fehlte? Dass man einmal über Felder, einmal über Berge, dann durch eine Wüste, dann an einem Fluss entlang ging? Einmal an Leichen entlang, einmal über Leichen hinweg?

Wenn die Erzählungen über die Deportation daher manchmal schemenhaft wirken mögen, ist dies nicht mangelndem Erzählvermögen zuzuschreiben oder lückenhafter Erinnerung, sondern der Form, in der die Deportation erfahren wurde: als ein *Gehen und Gehen*, ohne dass man den Weg erkennen konnte, ein *Gehen und Gehen*, während dem sich die erlebte Zeit auflöste. Die Deportationen können daher nicht anhand von genauen Orten oder in einem exakten Zeitablauf berichtet werden. Die Herausforderung für das autobiographische Erinnern bestand darin, überwältigende Eindrücke, Bilder extremster Grausamkeit und schemenhafte Wege zu einem Ereignisablauf zusammenzufügen.

* * *

Es ist ein heißer Sommer auf Zypern. In dem gut gekühlten Wohnzimmer sitzen sich Araksi Manoukian, geboren ungefähr 1909 in Diyarbekir, und Mihran Dabag gegenüber. Zwischen beiden steht auf einem Tisch noch das Aufnahmegerät für die Tonaufzeichnung. Gegenüber von Frau Manoukian steht die Videokamera.

Beide sind müde.

Frau Manoukian hat in den letzten beiden Stunden über ihr Leben berichtet. Sie hat über ihre Eltern erzählt, die Erinnerungen an die Kindheit, die Deportation, das harte Leben nach dem Ersten Weltkrieg.

Etwas abseits von beiden sitzt die Tochter von Frau Manoukian. Aufmerksam, mit höchster Spannung, hat sie den Erzählungen zugehört.

«Viele sind umgekommen und ich, ja, ich bin übriggeblieben», sagt Frau Manoukian.

Mihran Dabag nickt. Er weiß, dass es eines der schwierigsten Dinge ist, zu verstehen und zu akzeptieren, dass man ganz allein übriggeblieben ist.

«Ähm, und wenn man sagt, ich bin dageblieben, weil das Schicksal es so mit sich gebracht hat, vielleicht musste ich bleiben», fährt Araksi Manoukian fort und wird zum ersten Mal von ihrer Tochter unterbrochen.

«Du sagst immer, wäre ich nur auch mit ihnen gegangen, wäre ich nur auch gestorben, dann hätte ich diese Qualen nicht durchlebt.»

«Ja, früher, in jungen Jahren sagte ich das. Hätte ich das nicht auch so gefühlt, hätte ich es nicht gesagt. Wäre ich gestorben, wäre es zu Ende gewesen. Wenn ich gestorben wäre, würde ich diesen Schmerz nicht fühlen. Aber ich bin geblieben. Ich bin erwachsen geworden. Und ich fühle diesen Schmerz. Ich fühle *ihren* Schmerz.»

«Wenn Sie sagen, *ihren* Schmerz», versucht Mihran Dabag nachzufragen.

«Es schmerzt mich eben, es schmerzt mich. So eine große Familie. Es ist zerstört, alles ist zerstört. Wenn in einer Familie acht Kinder sind, was geschieht dann? Es wird eine große Familie daraus. Es waren vier Söhne. Fünf Söhne, drei Töchter. Wenn sie alle heiraten und einen Haushalt begründen – jetzt sind sie alle weg.»

«Das ist zwar *ihr* Schmerz», sagt die Tochter. «Aber *wir* sind mit diesen Dingen aufgewachsen. Die Trauer ist die Basis, die in uns ist. Die heutigen Kinder wachsen mit Fernsehen und Video, mit fünfzigtausend Arten von Freuden auf. Aber unsere Kindheit, weil wir – es gab weder Kino noch Zerstreungen, es gab nur Besuche. Und an den Abenden, nach den Schulaufgaben, was gab es für eine Beschäftigung? Vor allem an den Winterabenden saßen wir zusammen. Dann wurde verschiedenes Obst auf den

Tisch gestellt, oder getrocknete Früchte, und dann haben sie all diese Geschichten erzählt. Vor allem die Tante, die Schwester meines Vaters, erzählte viel. Das war unsere Unterhaltung, wenn du es genau wissen willst. Stellen Sie sich vor, auf welche Art wir unterhalten wurden. Und mit diesen Dingen schliefen wir ein, und ich habe bis heute Alpträume. Ich habe Alpträume von dem, was die Türken getan haben, bis heute. Weil wir mit diesen Dingen aufgewachsen sind. Es ist wahr, meine Mutter ist unmittelbar da durchgegangen, aber wir sind da auch hindurchgegangen. Mit ihren Geschichten. Bis heute. In der Realität haben wir ja weder einen Großvater noch eine Großmutter gekannt. Aber trotzdem kenne ich sie aus den Erzählungen. Jetzt ist die Mutter – obwohl ihr Gedächtnis nicht schlecht ist für ihr Alter –, aber sie ist über achtzig Jahre alt. Und sie hat so viel gesehen. Sie hat so viel sehen müssen. Da ist die Erinnerung an diesen Onkel, der sich hinter den Vorratskrügen versteckt hatte, aber in der Eile war ein Fuß draußen geblieben, stell dir das mal vor. Aber deren Augen waren von der Sonne geblendet, im Dunkeln haben sie nichts gesehen, und deshalb haben sie, die Polizisten, die Soldaten, sie haben ihn nicht entdeckt. Aber deswegen zittert mein Onkel noch immer. Er konnte nie etwas unterschreiben, immer unterschrieb seine Frau. Wenn er ein einfaches Bankgeschäft erledigen wollte oder sich einen Pass ausstellen lassen wollte, überall, immer, wenn eine Unterschrift nötig war, konnte er nicht unterschreiben, so sehr zitterte seine Hand. Diese Geschichten, solche Geschichten, mit diesen Geschichten sind wir aufgewachsen. Weil die Tante damals nicht nur die Geschichten unserer eigenen Familie erzählt hat, sondern immer auch erzählt hat, was mit den anderen Verwandten und Bekannten passiert ist, deshalb waren es viele, sehr viele Geschichten. Sie hatten einen Verwandten, dessen Bruder drei Schwestern gehabt hatte. Jedem dieser Mädchen hatte er ein Fläschchen Gift mitgegeben, für den Fall, dass jemand sie wegschleppen würde. Sie wurden tatsächlich verschleppt. Schon vor der Deportation. Und in ein Gefängnis gebracht. Und alle drei haben sie das Gift genommen. Jetzt werde nur noch ich diese Geschichten kennen.»

«Es gibt keine Leute mehr aus Diyarbekir», nickt Araksi Manoukian.

«Ihre Haare erinnern mich an die Haare meiner Mutter», sagt Mihran Dabag, der in Diyarbekir geboren wurde.

«Ihre Haare waren blond», wirft die Tochter ein und versucht ein Lachen. «Jetzt sind sie ganz grau. Mein Vater sagte immer zu ihr: ‹Ich habe dich blond geheiratet, du hast dich verändert, was ist aus dir geworden?›.»

* * *

Das Schicksal der Überlebenden der Verfolgung der Armenierinnen und Armenier in der osmanischen Türkei ist lange nicht bekannt gewesen. Für die Erinnerungen dieser Personen, die als Flüchtlinge Aufnahme insbesondere in Frankreich, den USA und Kanada suchten, hat sich die Öffentlichkeit zunächst nur wenig interessiert, obwohl es Politiker, Intellektuelle und auch Schriftsteller gab, die ihre Geschichte weitererzählten.

Die Erinnerungen der Überlebenden sind vor allem in den Familien bewahrt worden – was die Erinnerungen an die Orte der Kindheit oder die Hoffnungen auf eine gesellschaftliche Gleichberechtigung betraf. Die persönlichen Erlebnisse während der Deportation blieben jedoch oftmals stumm, denn nur wenig von dem, was man erlebt hatte, wollte man seinen Kindern erzählen oder konnte es ihnen erzählen. Furcht, die Kinder zu sehr zu belasten, ließ neben Schamgefühlen und unbewältigter Trauer die persönlichsten Erfahrungen unausgesprochen. Während der Aufzeichnung der lebensgeschichtlichen Erinnerungen hörten wir oft: «Das habe ich nie jemandem erzählt», oder: «Das wissen meine Kinder nicht». Die Kinder sollten nicht lernen müssen, wie schlimm das Leid war, wie schrecklich die Gewalterfahrung, durch die man gegangen ist.

Und doch sind die Erzählungen zu einem in der Familie getragenen Schicksal geworden, ebenso wie die «Nicht-Erzählungen», das heißt das Wissen darüber, dass es unausgesprochene Erfahrungen gibt. Beide Formen des Erzählens gehörten zum Alltag

jeder westarmenischen Familie – und waren doch nie Alltag, weil sie zur Bewahrung einer Geschichte aufforderten, die aus dem politischen Gedächtnis der westlichen Staaten schnell gelöscht worden war. Die Familienerinnerungen enthielten für jede Generation neu die Aufgabe, weiterzuerzählen, auch wenn die «Inhalte» dieses zu Erzählenden selten genau gewusst werden konnten. Bewahrt wurde daher vor allem das Wissen, dass das eigene Leben von einer Geschichte handelt, deren Orte auf keiner Landkarte der Welt mehr verzeichnet sind. Wollte man einen «Stolperstein» für das zerstörte Leben der Armenier errichten, so blieben nur die Erinnerungen der Überlebenden.

Die Leistung der Überlebenden war es, trotz der traumatischen Überwältigung, trotz der Radikalität der Verluste, trotz der Allgegenwart der Bilder von Gewalt in jeder ihrer Erinnerungen, trotz der zweifachen Erfahrung von Verneinung (im Genozid einerseits, durch die geschichtliche und politische Gegenwart andererseits) selbst zu Eltern und Großeltern geworden zu sein. Die Generation der Überlebenden suchte an die Kinder und Enkel weiterzugeben, was sie von dem Leben vor 1915 als Wertvollstes bewahrt hatten: die Wertschätzungen von Bildung, Fleiß, Kunst und Musik, Freundschaft und Familie.

So richtet sich der vorliegende Band nicht nur an allgemein interessierte Leserinnen und Leser, sondern auch an eine zweite, dritte und vierte Generation, an die Kinder, Enkel und Urenkel der Überlebenden, die zweifellos in den Erzählungen auch ein wenig ihre eigenen Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern entdecken können – und sollen.